

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 104 (2017)
Heft: 4: Stadträume : vom Leben zwischen den Häusern

Artikel: Grosszügig oder schlicht zu gross?
Autor: Schläppi, Christoph / Wolf, Sabine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-738170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grosszügig oder schlicht zu gross?



Diskussion über städtische Freiräume

Werden Freiräume in der Stadt oft zu gross konzipiert? Oder fehlt ihnen die Diversität der Nutzung? Der Architekturhistoriker Christoph Schläppi und die Landschaftsarchitektin Sabine Wolf debattieren in einem Briefwechsel über die Qualitäten neuer urbaner Parks und Plätze.

Christoph Schläppi und Sabine Wolf



Der sechs Hektaren grosse Eulachpark (Landschaftsarchitektur: Koeppflpartner, Luzern) liegt mitten im Transformationsgebiet Oberwinterthur-Neuhegi. Bild: Amt für Raumentwicklung des Kantons Zürich, Abteilung Geoinformation

Liebe Sabine Wolf

In der Dichtediskussion hat sich in den letzten Jahren, so hoffe ich wenigstens, die Erkenntnis durchgesetzt, dass Dichte einen kulturellen Mehrwert erbringen soll, indem Menschen sich häufiger begegnen, mehr einkaufen, öfters sozialen Aktivitäten nachgehen etc. Dichte wird nicht immer gleich erlebt, die Wahrnehmung ist abhängig vom Setting und der Einstellung der Menschen. Die gleiche Nähe, die wir im überfüllten Intercity als Dichtestress wahrnehmen, ist für das kollektive Wohlfühlerlebnis eines Rockkonzerts unerlässlich. Zwischen diesen beiden Situationen erkenne ich mit bestem Willen keinen in räumlichen Kategorien messbaren Unterschied.

Hingegen versuche ich Phänomene einzuordnen wie die soziale Nähe, die in den engen Gassen italienischer Städte entsteht, wenn die Leute sich zum feierabendlichen Giro einfinden, und im Gegensatz dazu die end- und trostlosen Abstandsflächen, die im modernen Städtebau landauf, landab realisiert werden. Das gilt auf traurige Weise auch für viele in bester Absicht gemachte «gute» Parks und Plätze. Der Befund ist klar: Wir träumen in sozialer Beflissenheit von guten (städtischen) Freiräumen und verwechseln dabei durchwegs Quantität und Qualität. Meine Forderung: Wir müssen begreifen, dass auch in Fragen des Freiraums weniger oft mehr wäre.

Herzlich,
Christoph Schläppi

Lieber Christoph Schläppi

Die Forderung des «Weniger ist mehr» bleibt für mich beim städtebaulichen Nebeneinander stehen, wie es schon die Charta von Athen gefordert hat: hier das Wohnen, dort das Arbeiten, da die Freizeit. Eine sich überlagernde Durchdringung dieser Funktionen gefele mir weit besser: Freiräume unterschiedlicher Grösse und Funktionalität, aus unterschiedlichen Epochen, mit unterschiedlichen Stilelementen und in unterschiedlichen Reifegraden. Dass Freiräume dynamisch sind und sich entwickeln, verändern, wachsen, wird in der reinen Architektur-Dichte-Diskussion rasch unterschlagen.

Wenn zum Beispiel Freiräumen wie dem Zürcher Pflingstweidpark oder dem Erlenmattpark in Basel ihre räumliche Weite und die Grosszügigkeit der Fläche zum Vorwurf gemacht wird, fehlt heute vielleicht einfach noch ein wenig Zeit, bis sie massstäblich an die umgebenden, urban-verdichteten Hochbauten herangewachsen sein werden. Wenn die Bäume dereinst die Traufhöhen der Gebäude erreichen, wird ihr Volumen dem Raum eine andere Prägung als heute verleihen und dem Hochbau ein Vis-à-vis sein. Die Enkel der heutigen Kritiker werden sich dann in ihrem Schatten wohlfühlen und froh sein um die kleinen grünen Oasen in einer dichten Stadt, die sich weit über ihre heutigen Grenzen hinaus erstreckt.

Beste Grüsse
Sabine Wolf



Im Zürcher Industriequartier befindet sich der 1.2 Hektaren grosse Quartierpark Pflingstweid (Landschaftsarchitektur: Antón & Ghlggi, Zürich).
Bild: Amt für Raumentwicklung des Kantons Zürich, Abteilung Geoinformation

Liebe Sabine Wolf

Selbstverständlich bedarf es im städtischen Weichbild unbedingt der Bäume und des Grüns. Mir geht es jedoch um die Frage nach dem guten Mass, das mir im Städtebau vielerorts abhanden gekommen zu sein scheint. Das ist schlecht für die Funktionalität und Wirtschaftlichkeit der Räume und letztlich für ihre Qualität.

Unser Verständnis von Aussenraum hat sich in Richtung eines unspezifischen Allerweltsfluidums entwickelt, dessen Aufgaben von der Kompensation des Landschaftserlebnisses bis zur Abpufferung von Berührungängsten reichen, vom gutgemeinten bisschen Luxus für sozial Schwächere bis zum schamlos beanspruchten Konsumgut für Überprivilegierte. Dabei kommt Städtebau ohne szenografische Elemente nicht aus: Elemente, die Weite erfahrbar machen oder Enge spüren lassen.

Viele der Zwischenräume, die wir anbieten, sind ganz einfach physisch zu gross, als dass sie überhaupt bevölkert werden könnten. Das spüre ich auch an wunderschönen Beispielen der Landschaftsarchitektur wie dem Eulachpark in Winterthur. Dort steht beispielsweise das an den Park grenzende Restaurant der Überbauung Giesserei zeitweise leer. Ob hier je urbanes Lebensgefühl entstehen wird? Es fehlt ein Gegenüber! Wer dagegen die Party erlebt hat, die sich in der warmen Jahreszeit täglich auf der winzigen Berner Münsterplattform abspielt, hat an vielen neueren Aussenräumen ein klammes Gefühl. Jene Minifläche reicht aus, um die Bedürfnisse einer riesigen Nachbarschaft – der unteren Altstadt – zu decken.

Städtebau kommt nicht ohne szenografische Elemente aus: Elemente, die Weite erfahrbar machen oder Enge spüren lassen.

Herzliche Grüsse
Christoph Schläppi

Lieber Christoph Schläppi

Ich glaube nicht, dass die Stadt von heute zu wenig dicht ist, weil die Zwischenräume zu gross sind – und auch nicht, dass Dichte in jedem Fall einen kulturellen Mehrwert erzeugt. Dazu muss Stadt als Organismus funktionieren, was nicht einfach Copy-

Paste-Städtebau mit traditionellen urbanen Strukturen wie auf dem Richti-Areal in Wallisellen bedeuten kann: eine Blockrandbebauung mit Arkaden, die alleine aufgrund ihrer städtebaulichen Typologie behauptet, Stadt zu sein, und in deren Innerem das am Reissbrett als zusammenhängender Park konzipierte Grün vor sich hindarbt. Ohne Funktion, vor allem aber ohne jegliche Reaktion auf mögliche Bedürfnisse von Anwohnern oder Nutzern – aktuellen wie auch künftigen.

Stadt wird auch künftig nur als solche verstanden und gelebt werden können, wenn Architektur und Landschaft sich durchdringen und lebenswerten Raum schaffen. Das eine wird ohne das andere nicht zur Stadt. Wenn die Landschaft aber nur dienend zur Architektur geduldet ist, verkommt sie zum gesichts- und funktionslosen Abstandsgrün. Nicht die Grösse ist dann das Problem, sondern ihre Bedeutungslosigkeit.

Vielleicht haben wir unterschiedliche Erwartungen an die öffentlichen Räume. Ist ihre Vielfalt nicht ein wunderbarer Luxus, der es uns möglich macht, sie als Erweiterungen der eigenen vier Wände zu nutzen und je nach Stimmung oder Interesse andere Orte aufzusuchen?

Wichtig ist doch, dass die Räume für alle zugänglich bleiben, aber das ist ein anderes Thema. Ebenso wie jenes, von Verdichtung zu sprechen und sie nur baulich-räumlich zu verstehen. Dicht in einem urbanen Sinn hiesse auch «menschliche Verdichtung»; dass für mehr Menschen auf derselben Grundfläche Wohn- und Lebensraum entsteht.

Zurück zur Fragestellung – wie könnten wir der Forderung begegnen, dass im Aussenraum weniger oft mehr wäre? Mit städtebaulichen Auflagen? Neuen Paragrafen in den Zonenordnungen, die die zulässige Grösse der Freiräume definieren? Verbannen wir den ruhenden Verkehr aus dem Strassenraum, damit die Gebäude näher zusammenrücken können? Sprechen wir von einer geänderten Praxis in Lehre und Ausbildung, die zu einem neuen Verständnis des städtischen Raums führt? Oder von partizipativen Planungsprozessen, die die Gestaltungen näher an den Bedürfnissen orientiert?

Es verbleibt mit vielen Fragen
Sabine Wolf



Das Areal des ehemaligen DB-Güterbahnhofs in Kleinbasel wurde umgenutzt; in der Mitte der Erlennattpark (Landschaftsarchitektur: Raymond Vogel, Zürich). Bild: Grundbuch- und Vermessungsamt Kanton Basel-Stadt

Liebe Sabine Wolf

Natürlich läuft die ganze Dichtediskussion darauf hinaus, dass sich möglichst viele Menschen pro Flächeneinheit aufhalten. Es geht darum, welche Angebote zu Fuss, auf dem Fahrrad oder mit ÖV in lokalen, kleinstädtischen und gut durchmischten Strukturen erreichbar sind. Wo ein kritisches Mass nicht erreicht wird, sorgen die Kräfte des Marktes dafür, dass die Quartiere tendenziell veröden, im besten Fall zu Schlafstädten. Das mag als pragmatische Sichtweise anmuten, aber wo kein quantitativer Nutzen, dort wird sich auch kein qualitativer Mehrwert einstellen.

Eine pragmatische Sichtweise schliesst nicht aus, dass wir ob eines Fussgängers mit Einkaufstüte an Lucius Burckhardt oder Walter Benjamin denken. Wie verständlich doch die Sehnsucht vieler Menschen nach Landschaft ist! Und wie unbegreiflich ihre Bereitschaft, sich mit jedem Cotoneaster, Bambus oder neuerdings jedem Pflanztroch mit Petersilie als Expo-

nent von Natur bzw. Landschaft zu begnügen. Dabei ist urbanes Grün und sind urbane Zwischenräume etwas genuin anderes als das, was ich unter dem Landschaftsbegriff subsumiere: den Raum zwischen Dufourspitze und Wattenmeer. Wie hiess doch der Greenpeace-Slogan mit dem Fischstäbchen? «Wenn das für Sie Fisch ist...» Viele städtische Zwischenräume sind nicht «lebenswerter Raum», sondern deprimierende Surrogate für Landschaft. Es wäre oft besser, sie würden auch überbaut. Wer wissen will, wie sich dergleichen anfühlt, darf sich nach der kritischen Auseinandersetzung mit dem Richti-Areal in die Glattalbahn setzen und nach Kloten fahren.

Natürlich ist Stadt definitionsgemäss von der Existenz von Landschaft abhängig. Doch indem wir die Stadt in die Agglomerationen ausufern lassen und die Landschaft in atomisierter Form in die urbanen Räume zerren, geht das, wofür beide stehen, verloren. Es gibt Begriffe in unseren (den Raum gestaltenden) Disziplinen, die so grausam mit Inhalten überfrachtet werden, dass sie nur noch Leerformeln sind. Der nächste auf der Liste ist gewiss «die Landschaft». Es hilft wenig, zu behaupten, alles sei Landschaft. Dann ist nämlich auch alles Stadt.

Ja, wir müssen besser verstehen, wo Präzision und Kontrolle, wo Freiheit bzw. Unterdeterminiertheit sinnvoll sind. Wir müssen unbedingt immer wieder Qualitätsdiskussionen führen. Partizipation? Im Prinzip ja, aber nur, wenn sie souverän moderiert wird. Ansonsten laufen wir Gefahr, jedem Klischee auf den Leim zu gehen.

Herzliche Grüsse
Christoph Schläppi

Lieber Christoph Schläppi

Wenn wir Stadt und Land(schaft) weiterhin als Antagonisten konstruieren, kommen wir nicht weiter. Gibt es diese Grenzen auch ausserhalb unserer Köpfe? Das Ineinandergreifen, Miteinanderverwobensein – nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht – war schon immer Realität. «Ist das Matterhorn Stadt?» fragte Studio Basel und gab gleich die Antwort: «wahrscheinlich schon». Unseren Alltag hat eine urbane Topografie längst durchdrungen, unser Bewusstsein noch nicht. Worauf ich hinaus will: Wir müssen un-

sere Haltung hinterfragen. Wenn Landschaft der Raum zwischen Dufourspitze und Wattenmeer ist, dann ist auch Zürich Landschaft, genau wie Stuttgart, Frankfurt und Hamburg. Anders herum ist alles Stadt; urbanisierter, vernetzter, vom Menschen geprägter Raum.

Helfen uns die Begriffe, selbst wenn wir sie trennscharf abgrenzen könnten, weiter, wenn es um Fragen von Lebensraumqualität geht?

Wenn am einen Ort die Petersilien-Pflanzkiste die Sehnsucht – oder das Bedürfnis – nach mehr Grün in der Stadt stillt, so ist es eben am anderen Ort vielleicht ein Park, ein Berg oder Wald – ich sehe darin keinen Widerspruch. Natürlich braucht es ein gewisses Mass an Planung und Fachwissen, Gestaltung und Qualitätsdiskussionen. Aber es braucht auch den Zufall, das Offene und Ungestaltete, den Gegensatz, um Räume erlebbar zu machen.

Bei allem, was wir als Planer und Gestalter richtig oder auch falsch machen können, bleibt für mich am Schluss doch entscheidend, für wen wir das alles machen: für den Menschen.

Ich glaube weiterhin nicht, dass das Unterschreiten eines kritischen Masses alleine ausschlaggebend dafür ist, ob ein Ort, ein Quartier oder Platz funktioniert. Entscheidend sind die Zugänglichkeiten und die Struktur der Bewohner- und Nutzerinnen. Wenn ich sehe, dass in vielen europäischen Städten immer weniger bezahlbarer Wohn- und Arbeitsraum zur Verfügung steht und immer mehr «klassische» Stadtbewohner aus den Zentren an die Ränder verdrängt werden, weil möblierte Apartments für Ex-pats lukrativer sind, dann macht mir das Angst: Dann sind diejenigen, die Stadt konsumieren, künftig nicht mehr diejenigen, die Stadt produzieren. Das führt dann tatsächlich zu Verödung und Monostrukturen, da hilft auch keine noch so schöne Gestaltung im richtigen Massstab etwas.

Mit herzlichen Grüssen

Sabine Wolf

Christoph Schläppi (1965) lebt und arbeitet als selbstständiger Architekturhistoriker in Bern.

Sabine Wolf (1972), Raum- und Umweltplanerin, Landschaftsarchitektin. Sie lebt und arbeitet als selbstständige Journalistin in Zürich.

Moderation: *Caspar Schärer*

Résumé

Généreux ou simplement trop grands?

Discussion au sujet des espaces libres urbains

Les espaces libres en ville sont-ils trop souvent conçus de manière démesurée ? Ou manquent-ils de diversité d'utilisation ? L'historien de l'architecture Christoph Schläppi et l'architecte paysagiste Sabine Wolf débattent dans un échange épistolaire de la qualité de nouveaux parcs et places urbains. Christoph Schläppi constate avec regret que le sens de la mesure s'est perdu lors de la planification de nombreux espaces libres. A son avis, ils sont souvent trop grands ou trop peu spécifiques et devraient malgré tout satisfaire une série de besoins contradictoires. Schläppi revendique que la maxime «moins, c'est souvent mieux» s'applique également aux questions des espaces extérieurs. Pour Sabine Wolf par contre, la grandeur des espaces libres ne constitue pas un critère de qualité décisif, ce qui est déterminant étant leur accessibilité. Ceci concernerait surtout des villes dans lesquelles l'espace consacré à l'habitat est exigü et donc cher. Selon Wolf, la ville et la campagne s'interpénètrent depuis longtemps et créent de cette façon une diversité enrichissante d'espaces, certains étant planifiés et façonnés, d'autres non.

Summary

Generously-sized or Just Too Big?

Discussion about urban open spaces

Are open spaces in the city often conceived too large a scale? Or do they lack a variety of different uses? In a correspondence architecture historian Christoph Schläppi and landscape architect Sabine Wolf debate about the qualities of the more recent urban parks and public squares. Christoph Schläppi notes with regret that in the planning of many open spaces the sense of the right scale has been lost. Often, he says, such spaces are too large or too unspecific yet must, all the same, satisfy a series of contradictory requirements. Schläppi argues that in questions of outdoor space, too, less could often be more. For Sabine Wolf, in contrast, the size of outdoor spaces is not a decisive criterion of quality, whereas accessibility is. This affects above all those towns where living space is in short supply and therefore expensive. Town and country began to permeate and penetrate each other a long time ago, says Wolf and, as a result, produce what she sees as an enriching diversity of open spaces, some of which are planned and designed, others not.